

Die Zensur unter Napoleon I.

In einer Zeit, da sich die Klagen über das Wollen der Zensur häufen wie der Sand am Seestrand, ist es nicht ohne Interesse, zu prüfen, wie in hinter und liegenden Abschnitten der Geschichte die öffentliche Meinung getrieben wurde.

Allerdings diente sich der Begriff der Revolution keineswegs mit dem der unbedingten Freiheit. Zwar schufen im Jahre 1789 die neuen politischen Blätter aus dem Boden wie Pilze nach einem warmen Sonnenregen, zwar verbürgte die Erklärung der Menschenrechte ausdrücklich jedem Franzosen die freie Meinungsäußerung, ob durch die Presse, ob auf anderem Wege, zwar schaffte 1791 die Legislative feierlich die durch eine königliche Verordnung von 1820 eingeführte Zensur ab, doch hörten trotz alledem die Verlästigungen unbeliebter Zeitungen nie auf.

Rationalist und Empiriker durch und durch, hatte Napoleon vor wenigem einen so eingefleischten Aberglauben wie vor den „Ideologen“, die über die nächsten wie über die letzten Dinge nachgrübelten und aus metaphysischen Theorien Lehrsätze für Regierungssysteme ableiteten: wie der Römische, so fürchtete der Mann der Tat die Wimmer des Gedankens. Kein Wunder, daß er an nichts weniger dachte, als dem französischen Volke Gedankenfreiheit zu geben.

Indessen war Napoleon auf diesem Felde nicht besser als der Rest der Menschheit. Persönlich trug er schon die volle Verantwortung für den Erlaß vom 17. Januar 1800, der, unmittelbar nach dem 18. Brumaire, von 73 Blättern 60 unterbrückte, die Gründung neuer von einer besonderen Erlaubnis abhängiger machte und das Pressebureau im Polizeiministerium zur Ausübung der Zensur einrichtete.

er möge die Redakteure zusammenrufen und ihnen erklären, daß die Zeit der Revolution zu Ende ist und daß es in Frankreich nur mehr eine Partei gibt, und daß ich niemals dulden werde, wenn meine (!) Zeitungen etwas gegen meine Interessen sagen oder tun.“ Wieder um den Schein zu wahren, hatten allerdings die Artikel 64 bis 67 des Senatsbeschlusses, der das Kaiserreich einsetzte, als Bürgschaft gegen willkürliche Unterdrückung eine „Senatskommission für Pressefreiheit“ ins Auge gefaßt, bei der sich Verleger oder Verfasser betroffener Schriften um Aufhebung des Verbots bemühen konnten.

Aber dieser Ausschuss war weniger als ein Zeitungsblatt des Despotismus, denn einmal war die periodische Presse seiner Zuständigkeit entrückt und zum andern trat er während des ganzen Kaiserreichs nicht ein einziges Mal in Tätigkeit. So wurde denn lustig drauflos verboten und verhaftet. Einzelnen Blättern wurden besondere Zensoren aufgestellt, andere zwang man zur Entlassung miltärischer Redakteure oder Mitarbeiter, sogar die Zeitungstitel wurden durch Trud von oben geändert.

Das Beispiel der gewaltigen Einschränkung der Zahl der Provinzialblätter war zu verlockend, um nicht auf die Pariser Presse übertragen zu werden. Nachdem ein Dekret vom 5. Februar 1810 die Nachbefugnisse der Zeitungsbearbeitungsstellen ins Ungemessene erweitert hatte, lies man nach mancherlei Erwägungen sämtlichen Pariser Blättern bis auf den „Moniteur“, das „Journal de l'Empire“, die „Gazette de France“ und das „Journal de Paris“ das Lebenslicht aus.

Die Folge dieser drakonischen Maßregeln aber war lediglich die Ruhe des Archhofs im ganzen Lande und darüber hinaus im weiten Machtbereich des Kaisers. „Da er ganz allein reden wollte“, schilbert Paul-Louis Courier diesen Zustand, „befahl er zunächst uns und dann ganz Europa Stillschweigen, und die Welt schwieg; niemand gab einen Hauch von sich, kein Mensch befragte sich; das hatte das Bequeme, daß man mit ihm wußte, woran man war.“ Aber zu Zeiten vermochten sich selbst die Nachhaber der dringenden Wirkung des erzwungenen Schweigens nicht zu entziehen und suchten dann durch künstliche Entschärfung von Zeitungsartikeln über literarische und musikalische Gegenstände den Lesern Anregung zu schaffen.

Das freilich waren Freiheiten, die ihm die Not abgepreßt hatte, aber in der Einsamkeit von St. Helena kam Napoleon dazu, die Gedanken über Pressefreiheit, die er ein Leben lang gehegt, gründlicher nachzuprüfen. Als im Juni 1816 das Gespräch auf Pressefreiheit kam, meinte er — bei Las Cases ist es nachzulesen —, die freie Presse gehöre zu den neueren Einrichtungen, von denen sich nicht entscheiden lasse, ob sie gut seien, sondern nur, ob es möglich sei, sie dem Drängen der öffentlichen Meinung zu weigern.

Diese Erkenntnis freilich kam nicht allein spät, sondern zu spät!

Sermann Wendel.

Kleines Feuilleton.

Das Lied von dem Bethlehem-Werke.

Eine Amerikanerin, Grace Isabel Goldron, hat das größte Kriegslieferungswerk der Vereinigten Staaten, das nach der Seilandsstadt Bethlehem benannte Eisenwerk, zum Inhalt eines Gedichtes gemacht, das die Profitgier dieser neutralen Nordlieferanten brandmarkt.

Der neue Bericht: Ein Fort genommen, hunderttausend Tote — ein schwerer Tag! Kein Sieg... nur ein weiterer graufiger Schlag — Doch Bethlehem ist auf 500 gekommen.

Ein flüsternd Regen, kaum zu merken, Ein Seufzer, ein herzentrugenes Gebet, Ein Raunen von Frieden die Schwüle durchweht — Waife 30 Proz. bei den Bethlehem-Werken.

„Kampf bis aufs Letzte!“ schreien die Oberrn, Kampf bis aufs Letzte!“ tönen die Matten Im Minendonner, im Todeshallen. Und Bethlehem kann seinen Kurs erobern.

Was soll uns Kindergeplärz genieren? Was Ritterschmerz, Millionen von Toten? Was eurer Heimat demütigster Boden? Wenn nur Bethlehem-Werke 600 notieren!

So schloffen, schlachten wir mit, wir alle, Bewohnen uns selbst in beiderem Halse Und opfern dem Word die eigene Haste — Daß der Kurs der Bethlehem-Werke nicht falle!

Siebenbürgen.

Siebenbürgen, der neueste Schauplatz kriegerischer Taten, ist auch uns Deutschen bisher nur dem Namen nach bekannt gewesen. Heber Land und Leute wußten die meisten nichts oder wenig, trotzdem auch auf jenem heimatlichen Boden seit Jahrhunderten ein deutscher Volkstamm ansässig ist und sich die Eigenart seiner Vorfahren in Sprache, Sitten und Gebräuchen in beharrlicher Treue bewahrt hat.

Durch einen Vortrag in der U r a n i a, den Direktor Korodi, Direktor der Fontaneschule in Schöneberg, ehemals Professor am deutschen Gymnasium in Kronstadt, hielt, wurden mancherlei Ein-

Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wärtland von Selma Lagerlöf.

Das kleine Stilkähen Goldpapier lag jetzt blatt unter seinen Augen und glitzerte ganz hell, er mußte es unwillkürlich noch einmal ansehen. Und von dem Goldpapier glitten seine Gedanken zu der närrischen Ingeborg hin und zu jenem Tag, wo er mit ihr vor dem Landungssteg bei Vorg zusammengetroffen war.

Und jetzt ging ihm ein Licht auf! Ja, hier war die Antwort, nach der er gesucht hatte! Jetzt wußte er, weswegen das kleine Mädchen den ganzen Winter hindurch unzufrieden mit ihm gewesen war. Gegen die närrische Ingeborg hatte er sich verlobt. Er hätte ihr ihre Bitte, mit nach Portugalien zu reisen, nicht abschlagen sollen.

Daß er doch eine so schlechte Meinung von der großen Kaiserin gehabt hatte, zu denken, sie würde die närrische Ingeborg nicht bei sich haben wollen! Gerade solchen, wie diese arme Ingeborg, wollte sie am liebsten helfen.

Es war nicht verwunderlich, daß sie erzürnt gewesen war. Er hätte es besser verstehen müssen; die Armen und Unglücklichen, gerade sie waren in ihrem Reich willkommen.

Es war indes nicht viel in der Sache zu tun, wenn es keinen morgenden Tag mehr gab. Aber wenn es noch ein Morgen gab, dann würde er gleich zur närrischen Ingeborg gehen und mit ihr reden; das sollte das erste sein, was er tat.

Er schloß die Augen und legte die Hände zusammen. Nun war doch diese Sorge gestillt, das empfand er als eine große Erleichterung. Jetzt kam ihm das Sterben lange nicht mehr so schwer vor.

Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen sein mochte, als er Katrines Stimme wieder dicht neben sich hörte. „Aber Jan, was ist denn mit dir? Du wirfst mir doch nicht wegsterben wollen?“

Das klang so ängstlich, daß er nicht anders konnte, als die Augen aufzuheben. Und was sah er da auf den ersten Blick? Katrine hielt den Kaiserstod und die grüne Lebermütze in der Hand.

„Ich hab die in Falta gebeten, mich das für dich mitnehmen zu lassen.“ sagte Katrine. „Ich hab zu ihnen gesagt, wie's auch gehen möge, so sei's besser, du bekommst sie wieder, als daß dir die Luft zum Leben vollends ganz verginge.“

Jan faltete die Hände.

Das kleine Mädchen, die große Kaiserin, war sie nicht merkwürdig! Kaum war er sich seiner Sünde bewußt geworden und hatte versprochen, sie wieder gut zu machen, als sie ihm auch schon ihre Gnade und ihr Wohlgefallen wieder zuteil werden ließ.

Jan überkam eine große wunderbare Erleichterung. Das Stimmelsgebilde hob sich wieder, die Luft strömte frischer herein, und die große Hitze entwich. Er war jetzt imstande, sich wieder aufzurichten und nach den Kaiserkleinoden zu greifen.

„Ja, jetzt kannst du in aller Ruhe zu Bett gehen.“ sagte Katrine. „Jetzt wird sie dir niemand mehr streitig machen wollen, denn Lars Gunnarsson ist tot.“

Die Frau des Kaisers.

Katrine von Skrolyda besand sich in der Küche von Lövdala; sie brachte frischgepönnenes Garn, das Frau Uljsecrona selbst in Empfang nahm, abmog und bezahlte; dabei sprach sie sich lobend über die Arbeit aus. „Es ist gut für Euch, Katrine, daß Ihr Euch so ausgezehmet auf Eure Arbeit versteht“, sagte sie. „Denn jetzt müßt Ihr ja nicht nur für Euch selbst, sondern auch noch für Euren Mann verdienen.“

Katrine richtete sich ein wenig auf, und auf ihren Wangen, gerade an den spitzen Wadenknochen, zeigte sich ein roter Fleck.

„Jan hilft auch mit“, erwiderte sie. „Aber er ist ja nie so stark gewesen wie ein gewöhnlicher Feldarbeiter.“

„Jetzt aber tut er jedenfalls gar nichts“, sagte Frau Uljsecrona. „Ich habe gehört, er laufe nur immer von einem Hof zum andern, um seine Sterne zu zeigen und wieder zu singen.“

Frau Uljsecrona war eine ernste, pflichtgetreue Frau, die für andere feilhige und strebame Menschen, wie Katrine in Skrolyda eine war, großes Wohlwollen empfand. Sie hatte Mitleid mit dem armen Weib, und das hatte sie ihr zeigen wollen.

Aber Katrine verteidigte ihren Mann noch weiter.

„Jan ist alt, und er hat in den letzten Jahren sehr viel Kummer gehabt“, sagte sie. „Und nachdem er sein ganzes Leben lang im Zagelehu hart gearbeitet hat, ist ihm ein kleiner Feiertag wohl zu gönnen.“

„Es ist ja gut, daß Ihr Euer Unglück so ruhig auf Euch nehmen könnt“, erwiderte Frau Uljsecrona mit einem leichten Anflug von Schärfe in der Stimme. „Im übrigen bin ich

der Ansicht, Ihr müßtet versuchen, Jan die Willen zu vertreiben. Ihr seid ja sonst eine so verständige Frau. Ihr werdet sehen, wenn es so weiter geht, müssen wir ihn schließlich noch ins Irrenhaus bringen.“

Aber jetzt richtete sich Katrine hoch auf und sah ganz gekränkt aus.

„Jan ist nicht verrückt“, widersprach sie. „Aber der liebe Gott hat eine Rede vor seine Augen gehängt, damit er das nicht zu sehen braucht, was er nicht ertragen könnte. Und dafür kann man Gott nur dankbar sein.“

Frau Uljsecrona wollte sich nicht rechthaberisch zeigen. Und sie fand es auch ganz richtig und schön, daß sich die Frau auf die Seite des Mannes stellte.

„Nun, dann ist ja alles gut, Katrine“, sagte sie freundlich. „Und hier bei uns gibt's Arbeit für Euch fürs ganze Jahr, vergeht das nicht!“

Als sie dies sagte, trat ein welcher Ausdruck in das alte scharfe Gesicht der armen Katrine, und es taute auf. Alles, was es verschlossen und hart gemacht hatte, gab nach. Kummer und Angst und Liebe drangen hervor, und die Augen flossen ihr über.

„s ist meine einzige Freude, daß ich für ihn arbeiten darf“, sagte sie. „Er ist mit den Jahren so merkwürdig geworden, daß er jetzt mehr ist als ein Mensch, aber gerade deshalb wird man mir ihn schließlich doch noch nehmen.“

IV.

Der Willkommenruch.

Sie war gekommen, das kleine Mädchen war gekommen! Es ist schwer, die richtigen Worte zu finden, um ein so großes Ereignis zu berichten.

Sie traf erst spät im Herbst ein, als die Personenboote auf dem Böden schon ihre Fahrten eingestellt hatten und der Verkehr auf dem See nur noch durch ein paar kleine Frachtdampfer aufrechterhalten wurde. Aber mit diesen hatte sie nicht fahren wollen — vielleicht hatte sie auch nicht einmal gewußt, daß es solche Frachtdampfer gab —, sondern sie hatte von der Eisenbahnstation aus einen Wagen nach Åskedalarna genommen.

Jan in Skrolyda konnte sie also nicht auf dem Landungssteg bei Bro, wo er nun seit fünfzehn Jahren auf sie gewartet hatte, in Empfang nehmen. Denn fünfzehn Jahre lang war sie fort gewesen. Achtzehn Jahre lang hatte er sie in seinem Hause sein eigen nennen dürfen, und fast ebenso lange hatte er sie entbehren müssen.

(Fortf. folgt.)

